

Ernst Chr. Suttner

**Kirchliche und nichtkirchliche Gründe für den Erfolg  
abendländischer Missionare bei Christen im Osten  
seit dem Tridentinum<sup>1</sup>**

I.

Es gab eine Zeit, in der jeder Christ, der einer Ortskirche im Orient angehörte, selbstverständlich am abendländischen kirchlichen Leben teilnahm, wenn ihn eine Reise in den Westen führte. Ebenso hielten es in jener Zeit die abendländischen Christen, wenn sie in den Osten kamen. Die Bischöfe konnten Kleriker aus Ost oder West, die sich in ihrer Ortskirche aufhielten, um geistliche Dienste ersuchen. Solange die Kirche eins war, gab es keinen Anlaß, in solchen Fällen von Übertritten zu reden. Das Zweite Vatikanische Konzil ermuntert die Ortskirchen, die mit dem Papst Gemeinschaft haben, einen entsprechenden Austausch nicht nur selbstverständlich zuzulassen, sondern zum besten der Kirche ausdrücklich zu suchen: "Die (jungen) Kirchen sind häufig in den ärmeren Gebieten der Erde gelegen und leiden meist noch schwer unter Priestermangel und materieller Not. Sie sind deshalb sehr darauf angewiesen, daß die fortgesetzte Missionstätigkeit der ganzen Kirchen ihnen die Hilfe bringt, die vor allem dem Wachstum und der Reifung des christlichen Lebens der Ortskirche dienen soll. Diese Missionstätigkeit soll auch den schon lange gegründeten Kirchen, die sich in einem Zustand des Rückschritts oder der Schwäche befinden, Hilfe bringen";<sup>2</sup> "weil aber der Bedarf an Arbeitern für den Weinberg des Herrn immer wieder wächst ... wünscht die heilige Synode, daß die Bischöfe in Anbetracht des großen Mangels an Priestern, durch den die Evangelisierung vieler Gebiete gehemmt wird, einige ihrer besten Priester, die sich für das Missionswerk anbieten, nach entsprechender Vorbereitung in Diözesen schicken, denen es an Klerus fehlt, wo sie wenigstens für einige Zeit im Geiste des Dienstes das missionarische Amt ausüben mögen."<sup>3</sup>

Bedingung für die uneingeschränkte Zulassung von Christen aus anderen Ortskirchen zum geistlichen, besonders zum sakramentalen Leben in der eigenen Kirche und für die Mithilfe fremder Kleriker bei der Glaubenspredigt, bei der Gemeindeleitung und beim Gottes-

---

<sup>1</sup> Referat in der Sektion für die Kunde des Christlichen Ostens bei der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft 1985 in Osnabrück.

<sup>2</sup> Ad gentes divinitus, art. 19.

<sup>3</sup> Ad gentes divinitus, art. 38.

dienstvollzug ist die volle Kirchengemeinschaft zwischen jener Ortskirche, aus der die Gläubigen oder Kleriker kommen, und der Ortskirche, bei der sie sich aufhalten. Wenn volle Gemeinschaft besteht, gibt es nicht nur keinen Grund, daß die Heimatkirche der Gläubigen, die auf Reisen sind, über eine besondere "Attraktivität" der fremden Ortskirche besorgt wäre, oder daß letztere ein segensreiches Wirken zu ihr von anderswoher gekommener Kleriker mit scheelem Auge betrachtete; es gereicht ganz im Gegenteil in einem solchen Fall beiden Ortskirchen zum Segen, wenn durch gegenseitigen Austausch das geistliche Leben befruchtet wird.

Eine gegenseitige geistliche Befruchtung von der geschilderten Art war zwischen den Kirchen des Orients und des Okzidents uneingeschränkt möglich, solange sie als Schwesterkirchen untereinander volle geistliche Gemeinschaft pflegten. Das gegenwärtige Verhältnis zwischen ihnen schließt dies aus. Doch ergibt sich bei näherem Zusehen, daß man den historischen Gegebenheiten in keiner Weise gerecht würde, wenn man den Vorstellungen jener beipflichtete, die meinen, seit einem bestimmten Datum, das für den Zeitpunkt der Spaltung ausgegeben wird, sei die uneingeschränkte gegenseitige Befruchtung abgelöst worden durch den heutigen Zustand. Noch im 17. Jahrhundert, nachdem man im christlichen Osten und im christlichen Westen schon vor unvordenklicher Zeit zu der Einsicht gefunden hatte, daß man voneinander in Spaltung lebte, und als schon zahlreiche Einigungsversuche gescheitert waren, konnten Kleriker aus dem Abendland in den östlichen Ortskirchen wirken. Erst ab dem 18. Jahrhundert hielten die katholische und die orthodoxe Kirche die zwischen ihnen vorhandenen Differenzen für schwerwiegend genug, daß sie keine gegenseitige geistliche Befruchtung mehr dulden zu dürfen meinten.<sup>4</sup> Daß trotz der Spaltung jene gegenseitige Hilfe noch in eingeschränkter Weise erfolgen konnte, die es aus ekklesiologischen Gründen zwischen Schwesterkirchen geben muß,<sup>5</sup> ist einer von den bedeutsamen kirchlichen Gründen für den Erfolg der in der katholischen Reform neu aufgeblühten abendländischen Orden im christlichen Osten während des 16. und 17. Jahrhunderts.

Ein wichtiger Ansporn, ihre Kräfte voll einzusetzen, war für die Missionare die Spaltung selbst. Grundlegend wandelte sich im 18. Jahrhundert zwar ihr Urteil über die Gewichtigkeit der Gründe für die Spaltung. Darum bewerteten sie die Mängel, mit denen nach ihrer Meinung die orthodoxe Seite behaftet war, vor und nach die-

---

<sup>4</sup> Vgl. E. Chr. Suttner, Wandlungen im Unionsverständnis vom 2. Konzil von Lyon bis zur Gegenwart, in: Ostkirchl. Stud. 34(1985)128-150.

<sup>5</sup> Viele Beispiele von Zulassung und zugleich auch Beschränkung der Hilfeleistung führt W. de Vries an in dem Kapitel "Die Haltung Roms zur gottesdienstlichen Gemeinschaft mit den getrennten Ostchristen" in seinem Buch: Rom und die Patriarchate des Ostens, Freiburg 1963. Vgl. auch den in Anm. 4 zitierten Aufsatz, S. 138-140, mit den zugehörigen Anmerkungen.

sem Zeitpunkt ganz anders, und selbstverständlich folgte daraus, daß sie ab dem 18. Jahrhundert anderes tun zu müssen meinten als ihre Vorgänger, um der Wiederherstellung der Einheit zu dienen. Gleichgeblieben aber ist über alle Jahrhunderte der Trennung hinweg, daß man den bestehenden Zustand des Gespaltenseins - einerlei ob seine Gründe für mehr oder minder gravierend galten - als etwas dem Willen Christi Zuwiderlaufendes mit allen Kräften zu beseitigen suchte. Solange die Missionare im 16. und 17. Jahrhundert die orthodoxen Gemeinschaften für Kirchen hielten, taten sie, was ihnen notwendig und hilfreich erschien, um einzelne Bischofskirchen, mitunter einzelne Pfarreien, manchmal sogar Metropolen oder Patriarchate zur Beseitigung von dem zu veranlassen, was nach ihrem theologischen Verständnis als Mangel erschien, der der Einheit im Wege stand. Da sich auf orthodoxer Seite jeweils nur eine Minderheit ihrem theologischen Verständnis anschloß und die Mehrheit jene Wandlungen, die von den Missionaren erstrebt wurden, nicht für eine Korrektur, sondern im Gegenteil für ein Verderbnis des kirchlichen Lebens hielten, führte das gut gemeinte Wirken der Missionare zu neuen Parteiungen und damit zur Eskalation der Spaltung, nicht zur gesamtchristlichen Einheit. Als sich im 18. Jahrhundert die ekklesiologische Grundauffassung änderte und bei den Missionaren sich die Überzeugung durchsetzte, daß ausschließlich jene Herde, die der direkten Leitung durch den Nachfolger Petri untersteht, Kirche sein könne, daß folglich die Gläubigen der orthodoxen Gemeinschaften verirrte Schafe seien, die des Heimgeholtwerdens bedürfen, mühten sie sich mit Eifer um die Konversion aller Draußenstehenden zur katholischen Kirche; nur dies allein hielten sie im Geist ihrer neuen Ekklesiologie ab damals für einen Dienst an der Einheit aller Christen in der einen Kirche, und sie leisteten diesen Dienst mit Hingabe.<sup>6</sup> Nicht nur die orthodoxen Kirchen, auch die durch das 2. Vat. Konzil erneuerte katholische Ekklesiologie weisen die theologischen Prämissen zurück, von denen die Missionare von diesem Zeitpunkt an für etwa 200 Jahre ihr Wirken leiten ließen. Aber zu den kirchlichen Gründen für den Erfolg der in die Mission entsandten Ordensleute vor und nach dem ekklesiologischen Umdenken im 18. Jahrhundert muß gezählt werden, daß ihnen Achtung zuteil wurde um ihres ehrlichen Eifers willen, mit dem sie ihre Heimat verließen und unter erheblichem Einsatz vieles auf sich nahmen, um das zu tun, was ihrer Überzeugung nach für die Einheit der Christen geschehen sollte. Ein Teil jener östlichen Christen, die enger mit ihnen in Berührung kamen, wurde durch ihre Einsatzfreude und ihr geistliches Leben veranlaßt, sich ihnen an-

---

<sup>6</sup> Vgl. den Abschnitt "Einzelkonversionen" in E. Chr. Suttner, Unionen mit Ostkirchen als ökumenisches Problem, in: Theol.-prakt. Quartalschrift 132(1984)195-201.

zuschließen.

Wir taten uns leicht, das bisher Behandelte als kirchliche Gründe für den Erfolg der Missionare zu bezeichnen. Wenn wir eine Reihe weiterer Tatsachen, denen wir uns zuzuwenden haben, nichtkirchliche Gründe nennen, entspricht dies zwar einer heute allgemein üblichen Unterscheidung; in früheren Zeiten hätte ein solcher Konsens jedoch nicht bestanden.<sup>7</sup> Wir bedienen uns der heute geläufigen Nomenklatur, ohne zu untersuchen, ob sie den Unterscheidungen früherer Zeiten zwischen kirchlichen und nichtkirchlichen Gesichtspunkten überlegen ist.

Es gilt, uns in Erinnerung zu rufen, daß in den Zeiten und in den Ländern, mit denen wir uns befassen, die Kirchenzugehörigkeit Implikationen hatte, die uns heute nicht mehr geläufig sind. Das Staatskirchentum hatte zur Folge, daß in den christlichen Staaten die Konfessionszugehörigkeit bürgerliche Rechte gab bzw. verhinderte. Zuwendung oder Ablehnung der orientalischen Christen gegenüber den katholischen Missionaren beeinflussten in christlichen Staaten daher außer deren religiösem Leben auch ihre Rechte im Staat, und es ist evident, daß mancher Erfolg der Missionare von sozialpolitischen Motiven mitbedingt war. Im islamischen Staat waren alle zivilrechtlichen Fragen einschließlich der Zivilgerichtsbarkeit der Obsorge durch die Religionsgemeinschaften übertragen, und um nicht rechtlos zu sein, mußte jedermann, auch wenn es ihn nicht aus religiösen Motiven dazu drängte, einer Religionsgemeinschaft angehören. Hinzu kommt, daß im Osmanenreich Minderheiten bzw. ethnische Gruppen nur als Glaubensgemeinschaften autonome Rechte wahrnehmen durften. Die zivilrechtlichen und nationalen Implikationen der Zugehörigkeit zur orthodoxen Kirche bzw. eines Anschlusses an die Kirche der Missionare waren im Osmanenreich ein kaum zu überschätzender Faktor des orthodox-katholischen Verhältnisses.

Auch kulturelle Gegebenheiten sind zu bedenken. Der Niedergang des byzantinischen Reiches und schließlich die Eroberung Konstantinopels durch die Türken brachten es mit sich, daß die kulturelle Führung, die vorher in Konstantinopel ausgeübt wurde, an das Abendland ging. Kein im Geist des orthodoxen Christentums lebendes und fühlendes Zentrum arbeitete mehr die Grundlinien der weiteren geistigen Entwicklung aus; diese Funktion war bereits an Zentren mit abendländischer Tradition des Denkens und der Spiritualität gefallen, als die Missionstätigkeit begann, mit der wir uns befassen. Schrittweise, wengleich nicht überall mit derselben

---

<sup>7</sup> Von der Notwendigkeit, diesen Wandel in der Beurteilung gerade in einem Gebiet, in dem Orthodoxie und Katholizismus intensiv aufeinandertrafen, zu bedenken, vgl. den Abschnitt über Kämpfe und Partnerschaft in E. Chr. Suttner, *Orthodoxie und Katholizismus in Österreich*, in: N. Leser (Hg.), *Religion und Kultur an Zeitenwenden*, Wien 1984, S. 41-66.

Geschwindigkeit wurden in den Ländern mit orthodoxen Kirchen Denkweisen und Lebensformen aus Mittel- und Westeuropa geläufig und führten zu einem allmählichen Wandel im Lebensgefühl der Menschen; Modifikationen auch im religiösen Bereich waren die unausbleibliche Folge. Eine "übersehene Dimension in der ökumenischen Diskussion" nennt P. Löffler in einer Darlegung seiner Erfahrungen aus dem Libanon<sup>8</sup> "die Verschmelzung des theologischen Gehalts des Zeugnisses mit kulturell bestimmten Vorverständnissen und Kommunikationsformen". Er nimmt in der Hauptsache das 19. und 20. Jahrhundert in den Blick und verweist mit vollem Recht auf die für die Pastoral und letztlich sogar für die systematische Theologie recht beachtliche Relevanz der außertheologischen Faktoren eines neuzeitlichen Kulturwandels in den Heimatländern der orientalischen Kirchen. Weil nämlich abendländische Missionare zu den wichtigsten Vermittlern des neuen Bildungsguts gehörten, und weil sie zugleich mit dem ihnen vertrauten Kulturgut auch ein kirchliches Leben vorzeigten, das der erstrebenswert erscheinenden neuen Bildung entsprach, zeigten sich viele ihrer Schüler nicht nur für ihr weltliches Wissen, sondern auch für das von ihnen vertretene geistliche Leben offen. Ungewollt trieben nicht wenige orthodoxe Kleriker ihnen die Schüler noch zu. Denn sie verspürten den Gegensatz zwischen ihrem herkömmlichen kirchlichen Erbe und dem Lebensgefühl des neuzeitlichen Abendlands, aber sie waren von ihrer Ausbildung her nicht in der Lage, manchmal auch gar nicht willens, neben jenen Zügen, die ihrer herkömmlichen Identität Gefahr brachten, auch das Brauchbare am Neuen zu erkennen und sich um ein Synthese aus orthodoxer Spiritualität und den neuen Werten zu bemühen, wie dies orthodoxe Kirchenführer des 17. Jahrhunderts getan hatten.<sup>9</sup> Die allzu pauschale Ablehnung des Neuen hatte die Abkehr mancher Gläubiger von ihrem bisherigen Klerus und ihre Hinkehr zu den Missionaren zur Folge.

Um den eben benannten Unterschied im Verhalten der Kirchenführer des 17. Jahrhunderts und des Klerus im 19./20. Jahrhundert zu verstehen, muß noch eine eindeutig "kirchliche" Ursache für den Wandel der Umstände mitbedacht werden. Als zwischen Ost und West volle Kirchengemeinschaft bestand, hatte es nicht einmal die Unterscheidung zwischen "katholischen" und "orthodoxen" Gemeinden gegeben, geschweige denn ihr Nebeneinander-Bestehen am gleichen Ort. Letzteres wurde erst nach Ausbruch der Spaltung traurige Tatsache; aber auch dann dauerte es noch lange, bis es häufig wurde.

---

<sup>8</sup> P. Löffler, Proselytismus und die Zukunft der Ökumene, in: Ökum. Rundschau 23(1974)187.

<sup>9</sup> Vgl. E. Chr. Suttner, Die Erneuerung eines orthodoxen Schulwesens in Metochien des hl. Grabes im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts (mit weiterer Lit.), in: Ostkirchl. Stud. 34(1985)281-299.

Vom Grenzstreifen von der Adria bis Galizien abgesehen, in dem von Konstantinopel und vom Westen aus missionierte Völker nebeneinander bzw. ineinander siedelten, war dies bis ins 17. Jahrhundert sehr selten. In den Stammländern der östlichen Kirchen wurden also nur einzelne, deren Horizont in den meisten Fällen durch Reisen oder Studien erweitert war, mit katholischem Gemeindeleben konfrontiert. Sie hatten die Voraussetzungen für eine fruchtbare Auseinandersetzung mit den neuen Erfahrungen. Im 19. Jahrhundert war aber fast überall im Osten entgegen der ekklesiologischen Norm, daß nicht Altar gegen Altar stehen darf, neben der östlichen Ortskirche auch die katholische Kirche präsent; jedermann, ob dazu gerüstet oder nicht, konnte daher leicht zu einer Stellungnahme bezüglich des westlichen Kirchenerbes herausgefordert werden. Vorscheitliche Ablehnung und ungute antikatholische Polemik waren die Folge bei den einen, bei anderen hingegen eine kurzfristige Bewunderung für die in der Minderheitssituation sich "lebendiger" als die orthodoxe Mehrheitskirche zeigende kleine katholische Gemeinschaft. Ohne Zweifel gab es um solcher Kurzfristigkeit willen auch nicht wirklich gerechtfertigte Konversionen.

## II.

In den nahezu 400 Jahren seit dem Tridentinum, in denen sich nach etwa der Hälfte der Zeit die ekklesiologische Hauptthese für das gegenseitige Beurteilen der getrennten Kirchen änderte und die politischen und kulturellen Rahmenbedingungen sich mehrfach wandelten, gab es ein vielgestaltiges Zusammenspiel sogenannter "kirchlicher" und "nichtkirchlicher" Ursachen für den missionarischen Erfolg von Katholiken im christlichen Osten. Die hervorstechendsten von ihnen, aber beileibe nicht alle, haben wir eben benannt. Im folgenden sollen einige Schlaglichter das Ausmaß ein wenig umreißen, in dem sich das Zusammenspiel abwandelte, denn es scheint uns, daß dieses noch nicht genügend studiert wurde. Vielleicht können unsere nur als Hinweise gemeinten Darlegungen zu gründlicherem Forschen anregen.

1) Erst seit der Gründung der Congregatio de Propagande Fide im Jahr 1622 gibt es eine für das Missionswerk verantwortliche Behörde in Rom. In der vorangehenden Periode oblag den christlichen Königen die Sorge für die Ausbreitung des Glaubens, und so waren denn auch vom polnischen König und von den katholischen Königen der iberischen Halbinsel entsandte Missionare in der Zeit vom Tridentinum bis zur Gründung der Propagande unter östlichen Christen tätig.

In Polen-Litauen waren die Missionare der damals vom Kalvinismus schwerstens bedrängten Kiever Metropole zunächst willkommen.

men und leisteten ihr im Sinn unserer obigen Darlegung jede nur mögliche Hilfe beim Abwehren der neuen reformatorischen Ideen. Dabei gelang es ihnen, zugleich auch alles, was nach ihrem Verständnis der kirchlichen Einheit zwischen Katholiken und Orthodoxen entgegenstand, so weit zu beheben, daß die Einigung tatsächlich verkündet wurde. Aber sie hatten zu wenig auf die theologische Auffassung der Partner geachtet, und so wurde ihr Erfolg recht fragwürdig, denn aus ihrem Einigungsversuch erwuchs in Wirklichkeit eine neue Spaltung.<sup>10</sup> Zweifellos war der Wunsch, dem Einheitsauftrag Christi nach Kräften nachzukommen, anspornendes Motiv. Aber es war für die Missionare und für die Vertreter der Kiever Metropole ebenfalls bedeutsam, daß man durch das Einigungswerk zugleich einen Weg zu eröffnen hoffte, auf dem die östlichen Gläubigen unter Wahrung ihrer traditionellen Identität und eines gewissen kirchlichen Selbstbestimmungsrechts als mit den Lateinern gleichberechtigte Katholiken voll in den polnisch-litauischen Staat eingefügt werden sollten.

Aus Portugal bzw. Spanien kamen Missionare zu den Thomas-Christen in Südindien und zur Christenheit Äthiopiens. Sie brachten lange isolierten und im Fall Äthiopiens zudem von Moslems und Falaschas schwer bedrängten Christen Kunde von einer blühenden Christenheit im fernen Europa und gaben nicht nur begeisternde religiöse Impulse, sondern als von einem mächtigen König entsandte Boten auch die Hoffnung, daß die Glaubensgemeinschaft mit ihnen zugleich politische Stütze und fruchtbaren Austausch mit ihrem heimatlichen Königreich einbringe. Als Herrscher über einen unabhängigen christlichen Staat suchte zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein äthiopischer Kaiser zunächst wohl hauptsächlich aus politischen Erwägungen und aus dem Bestreben, sein Land für Anregungen von außen zu öffnen, den Kontakt zum katholischen Abendland, und es dauerte geraume Zeit, bis er schrittweise auch zu einem Anhänger der katholischen Lehre wurde; der Ungeklärtheit in der Motivation entsprechend war die Geschichte der daraus entstandenen Union voller Wirren. Gerade das königliche Protektorat, das vorübergehend zu großem Erfolg verhalf, wurde auch Ursache für das Scheitern der Missionare in Äthiopien<sup>11</sup> und für bedeutende Rückschläge der Mission bei den Thomas-Christen.<sup>12</sup> Die erhoffte große weltliche

---

<sup>10</sup> Vgl. den in Anm. 4 zitierten Beitrag, S. 135-138.

<sup>11</sup> Vgl. Tewelde Beiene, *La politica cattolica de Seltan Sägäd I (1607-1632) e la missione della Compagnia di Gesù in Etiopia*, Rom 1983; Rezension in *Ostkirchl. Stud.* 34(1985)215-217.

<sup>12</sup> Vgl. J. Thaliath, *The Synod of Diamper*, Rom 1958; P.J. Podipara, *Die Thomas-Christen*, Würzburg 1966, J. Thekedathu, *The Trombled Days of Francis Garcia SJ, Archbishop of Cranganore (1641-59)*, Rom 1972; H.C. Perumalil - E.R. Hambye, *Christianity in India*, Alleppey 1972; P. Verghese, *Die syrischen Kirchen Indiens*, Stuttgart 1974; L. Brown, *The Indian Christians of St. Thomas*, Cambridge 21982.

Hilfe aus Europa blieb nämlich aus, und die Vorstellungen der Missionare von der kirchlichen Einheit waren zu wenig geklärt; sie verlangten Korrekturen, die eine fast völlige Übernahme des in Portugal heimischen kirchlichen Lebens bedeutet hätten.

2) Die von der römischen Kongregation für die Glaubensverbreitung im ersten Jahrhundert ihres Bestehens ins osmanische Reich entsandten Missionare hatten weder den Auftrag noch die Absicht, gesonderte Gemeinden für Katholiken ins Leben zu rufen, sondern übten ihr Priesteramt in einer Weise aus, die den Normen unseres heutigen Kirchenrechts widerstreitet. Denn sie verstanden sich als katholische Priester in jurisdiktioneller Abhängigkeit von der sie entsendenden römischen Kongregation, und doch war ihr Wirken real, wengleich kirchenrechtlich in nicht eindeutig definierter Weise ins Leben der orthodoxen Ortskirchen einbezogen. Ihr Ansehen war groß. Dies ergibt sich, weil eine Anzahl bedeutender orthodoxer Kirchenführer den Missionaren und über sie der römischen Kongregation ihr Glaubensbekenntnis unterbreiteten, und weil die Missionare des öftern die Erhebung ihnen nahe stehender Kleriker zu orthodoxen Bischöfen erreichten. Die geistliche Höhe ihres Ordenslebens und ihr Bildungsstand, durch den sie dem Ortsklerus gegenüber im Vorteil waren, trug dazu viel bei. Aber auch ihr zivilrechtlicher Status kam ihnen zu Hilfe. Denn für die fremdländischen Katholiken im osmanischen Reich hatte aufgrund völkerrechtlicher Vereinbarungen der diplomatische Vertreter des französischen Königs jene zivilrechtlichen Fragen nach französischem Recht zu ordnen, die für die orthodoxen Untertanen der Hohen Pforte den orthodoxen Hierarchen zukamen.<sup>13</sup> Den Schutz einer ausländischen Großmacht hinter sich zu wissen, war eine nicht zu verachtende Stütze. Zwar war in den Abmachungen mit Frankreich nicht vorgesehen, daß die Zuständigkeit der französischen Diplomaten sich auch auf Untertanen der Pforte erstreckte, die sich den Katholiken anschlossen. Aber in einer Zeit, in der die osmanische Macht bereits den Zenit durchlaufen hatte, konnten französische Beamte mitunter Kompetenzen wahrnehmen, die ihnen nach dem Buchstaben nicht zustanden. So war es für orthodoxe Kreise verlockend, sich durch enge Freundschaft und kirchliche Bindungen zu den Missionaren eine Rückendeckung durch deren einflußreichen französischen Protektor offen zu halten. Die französischen Diplomaten ihrerseits unternahmen aus einsichtigen Gründen vieles, um den erwarteten Schutz zu gewähren und ihren Einfluß im Land zu steigern. Doch wog dies auf

---

<sup>13</sup> Über die sog. Kapitulationen, die diesen Rechtszustand schufen, im allgemeinen und über deren Bedeutung als rechtliche Basis für ein Missionswerk der westlichen Kirchen unter den Christen des osmanischen Reichs handelt ausführlich das 7. Kapitel bei P. Kawerau, *Amerika und die orientalischen Kirchen*, Berlin 1958.



die Dauer die Tatsache nicht auf, daß die Missionare nur von ihrer Warte aus urteilten, worin die rechten Korrekturen zu bestehen hätten, damit es zur ersehnten vollen Einheit zwischen Ost und West käme. Zu einem Gespräch mit der orthodoxen Seite, bei dem auch deren Auffassung mitbedacht worden wäre, kam es nicht, und als Resultat des Wirkens der Missionare ergab sich schließlich eine prokatholische Minderheit an verschiedenen Orten, die in stets schärfere Spannungen geriet zu der in der Folge umso entschiedener antikatholischen Mehrheit der Orthodoxie.

3) Als Österreich nach 1683 nach Südosten expandierte, kamen orthodoxe Christen unter österreichische Herrschaft. Zu ihnen wurden mit kirchlichem und staatlichem Auftrag Missionare entsandt. Ihr kirchlicher Auftrag war, sich für die aus römischer Sicht für notwendig erachteten Vorbedingungen für die Kircheneinheit einzusetzen. Für das Haus Habsburg war es ein politisches Problem, daß in einigen neuen Ländern die katholische Staatskirche unbedeutend und die einflußreichen Schichten protestantisch waren. So plante die Regierung, den orthodoxen Gläubigen, die vor dem Einmarsch des österreichischen Heeres rechtlos waren, im Fall einer Union mit der katholischen Landeskirche, die nach dem Modell der Union in Polen-Litauen geschlossen werden sollte, die vollen Rechte von Katholiken einzuräumen.<sup>14</sup> Das große Ziel der gesamtchristlichen Einheit war auf diesem Weg nicht zu erreichen. Doch nach Auffassung damaliger katholischer Theologen, welche das ekklesiologische Denken der Orthodoxie nicht in ihre Überlegungen einbezogen, erschien es als Schritt in die richtige Richtung, wenn die als erforderlich geltenden Korrekturen wenigstens von einem Teil der östlichen Christen vorgenommen würden, sodaß es zumindest in einem Gebiet zur Vereinigung der Orientalen mit den Katholiken kam. Daß eine Annäherung der östlichen Christen Österreichs an die Staatskirche des Reichs einen Graben aufreißen mußte zwischen den östlichen Christen diesseits und jenseits der neuen österreichisch-osmanischen Grenze, mochte der österreichischen Politik nicht ungelegen kommen, denn ihr war neben der Eintracht im neuen Reichsgebiet die Sicherung der neuen Grenzen ebenso wichtig. Wer dem Anschluß von Orthodoxen an die katholische Kirche jene Bedeutung zumißt, die der Konversion im 19. Jahrhundert wegen eines ekklesiologischen Umdenkens im 18. Jahrhundert zukam, lehnt jene Kirchenunion ab, weil bei ihr die sozialpolitische Förderung bisher rechtloser Orientalen und die Sicherung der Macht Österreichs sehr im Vordergrund standen. Ehe er aber das Verdikt fällt, um weltlicher Vorteile willen sei Geistliches verraten worden, möge er bedenken, daß die "communicatio in sacris" zwischen der katholischen und der

---

<sup>14</sup> Vgl. den in Anm. 7 zitierten Beitrag, S. 47-50 (mit Lit.).

orthodoxen Kirche noch nicht unterbunden war, als man sich für diese Union einsetzte. Wenn im osmanischen Reich katholische Priester mit Wissen der orthodoxen Hierarchen für orthodoxe Gläubige Seelsorger waren, durften sich dann nicht auch in Österreich die Orthodoxen den Katholiken annähern?

4) Als 1729 die römische Kongregation für die Glaubensverbreitung die "communicatio in sacris" zwischen Katholiken und Orthodoxen für künftige Zeiten verbot,<sup>15</sup> waren die Missionare genötigt, überall, wo sich Gläubige zu ihnen bekannten, ein gesonder-tes Gottesdienstleben einzurichten. War vorher im osmanischen Reich in einzelnen Ortskirchen eine romfreundliche Fraktion einer reservierten romskeptischen Fraktion gegenübergestanden, so kam es nun Schritt um Schritt zu eigenen, Rom zugehörigen Gemeinden, die eine Gegenkirche wurden zur traditionellen Kirche. Distinktivum war, ob man im Nachfolger Petri den obersten Hirten der Kirche anerkannte oder nicht. Da sich aber unter den Missionaren im Lauf des Jahrhunderts eine Ekklesiologie durchsetzte, die im Geführtwerden durch den Papst nicht nur das Kennzeichen der Zugehörigkeit zur Papstkirche, sondern für die Gliedschaft an der Kirche Jesu Christi überhaupt und damit eine notwendige Vorbedingung für das Heil der Seelen sah, hielten sie es für ihre Gewissenspflicht, möglichst viele Gläubige zur Anerkennung des obersten Hirten in Rom zu bewegen. Um das, was die Missionare für heilsnotwendig hielten, schneller zu erreichen, billigten sie den zu Bekehrenden den Fortbestand von allem zu, was vereinbar war mit der Anerkennung des Papstes: ihr liturgisches Brauchtum, ihre Volkszugehörigkeit, die Sprache ihrer Gottesdienste, eben ihren "Ritus", wie man all dies zusammen nannte.<sup>16</sup> Wie die Geschichte zeigt, trug die Hingabe der Missionare an den als gottgewollt verstandenen Auftrag zur Anwerbung von Konvertiten für die katholische Kirche viele Früchte.

Mit dem Einrichten eines eigenen Gottesdienstlebens konnte es wegen der Rechtslage im osmanischen Reich aber nicht genug sein. Für ihre zivilrechtlichen Belange bedurften die Gläubigen, die sich um die Missionare geschart hatten, einer vom Sultan anerkannten Hierarchie. Das Verbleiben unter der orthodoxen Hierarchie war nicht nur wegen des strikten Verbots der "communicatio in sacris" unmöglich geworden, sondern auch deswegen, weil antikatholischen

---

<sup>15</sup> Für einschlägige Dokumente und Lit. vgl. den in Anm. 4 zitierten Beitrag, S. 142-144.

<sup>16</sup> De Vries, Rom und die Patriarchate des Ostens, Freiburg 1963, S. 223-327, zeigt, daß die Aufgeschlossenheit sich damals aber nicht auf eine eigene Theologie und ein eigenes kanonisches Recht bezog, die vom 2. Vat. Konzil in Unitatis redintegratio, Art. 16-18 zum unaufgebbaren Teil des authentischen Erbes der östlichen Kirchen erklärt wurden.

Kirchenbehörden die Möglichkeit offen geblieben wäre, die Rückkehr der zur katholischen Kirche Konvertierten durch verwaltungsmäßigen Druck zu erzwingen. Fälle regelrechter Verfolgungsmaßnahmen gegen Katholiken<sup>17</sup> mehrten die Sorgen der katholisch gewordenen Minderheiten. Da die Missionare wegen ihrer ekklesiologischen Grundüberzeugung ihr Bekehrungswerk aus Gewissensgründen nicht scheitern lassen konnten, blieb nur der Ausweg, unierte Hierarchien zu schaffen und damit den katholisch gewordenen Orientalen den erforderlichen zivilrechtlichen Schutz zu sichern.

5) Als die unierten Kirchen sich konsolidierten und ihr junger Klerus ausgebildet wurde an Schulen im Ausland oder an heimatlichen Schulen, die nach ausländischem Vorbild geführt waren, als also der unierte Klerus im Bildungsstand den Missionaren naheiferte und sich vom durchschnittlichen orthodoxen Klerus zu unterscheiden anfang, begannen die unierten Kirchen, nach dem Vorbild der westlichen Kirchen Sozialeinrichtungen und Schulen zu führen und richteten diese nach den in Europa erprobten Methoden bzw. Lehrplänen aus. Sie erreichten damit viel Gutes und taten unter anderem, was heutzutage "Entwicklungshilfe" heißt. Da die Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser usw. vielen Menschen Nutzen brachten, wurden die Werke laufend vermehrt und vergrößert. Gerechterweise muß dies anerkannt werden. Aber festzustellen ist auch, daß Menschen, die - wie eingangs gezeichnet - weniger aus geistlichen Motiven, sondern in erster Linie um bürgerlicher und ethnischer Notwendigkeiten willen zu ihrer angestammten orthodoxen Kirche zählten, von der größeren Effizienz, welche die ihrer angestammten Kirche sehr ähnliche unierte Gemeinschaft in sozialer und kultureller Hinsicht aufwies, und noch dazu vom ausländischen Schutz für die Katholiken beeindruckt, zum Überwechseln von der Orthodoxie zum Katholizismus bewegt werden konnten. Dies besonders dann, wenn es der katholische Klerus aus Freude, neue Mitglieder für die Herde des hl. Petrus gewonnen zu haben, übersah, die Motive für die Konversion gründlich zu prüfen. Ohne Zweifel ist im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zumindest ein Teil der zur Union beigetretenen Orthodoxen nicht in erster Linie deswegen den Weg der Konversion gegangen, weil die geistliche Größe der unierten Kirche sie beeindruckte, sondern weil sie von der Effizienz angezogen wurden, mit der die unierten Kirchen für die in der Gesellschaft des osmanischen Staats üblichen zeitlichen Implikationen der Kirchengemeinschaft garantierten.

---

<sup>17</sup> Als ein Beispiel sei verwiesen auf die lange Reihe unerfreulicher Vorkommnisse in der armenischen Kirche, die nur durch Emanzipation der Katholiken aus der Jurisdiktion des armenischen Patriarchen beendet werden konnten. Vgl. F. Tournebize in DHGE IV, 332-335; M. Terzian, Le patriarcat de Cilicie et les arméniens catholiques, Beirut 1955.

Die Ausweitung des Schulwesens bewirkte das Anwachsen des katholischen Einflusses in ganz besonderer Weise. Paul Löffler, den wir eingangs schon anführten, zitiert den armenischen Katholikos Karekin Sarkissian, der als für die östlichen Kirchen besonders gefährlich bezeichnete "das Mittel des Erziehungswesens, durch das Menschen ganz absichtlich aus dem Kontext des Lebens ihrer eigenen Kirche herausgenommen werden und ein neues Verständnis des christlichen Glaubens und Zeugnisses erhalten, das sie ihrem eigenen geistlichen, kulturellen und nationalen Milieu entfremdet".<sup>18</sup> Im Anschluß daran führt Löffler aufgrund seiner eigenen Erfahrungen im Libanon aus, das Unterrichtsprogramm fast ausschließlich nach westlichem Lehrplan arbeitender Schulen habe zur Folge, "daß junge einheimische Christen einem massiven Einfluß aus Westeuropa oder Nordamerika ausgesetzt werden. Sie verarbeiten einen Großteil des Stoffes in einer fremden Sprache (Französisch, Englisch), sie erhalten die abendländische Geschichtsinterpretation, sie kommen unter den Einfluß europäischer Ideale und kultureller Werte, sie übernehmen philosophische und ideologische Denkstrukturen des Westens, sie lernen mit einer rationalistisch-kritischen Methodologie zu arbeiten, die ihre Wurzeln in der westlichen Geistesgeschichte und ihrem Wirklichkeitsverständnis hat. Die Konsequenz ist eine tiefgehende kulturelle Entfremdung. Sie untergräbt z.B. das für die östlichen Liturgien konstituierende symbolische Verständnis der Wirklichkeit. Sie schafft Ideale und Werte, die außerhalb der östlichen kirchlichen Tradition liegen oder sogar mit ihr in Konflikt stehen." Von wohlgemeinten, aber unausgewogen durchgeführten Versuchen, den Christen im Nahen Osten zu Hilfe zu kommen, wurde ihr kirchliches Leben nicht weniger erschüttert, als dies, wie man bei uns allmählich einzusehen beginnt, mit den Gesellschaften und Kulturen der Dritten Welt durch einseitige Entwicklungshilfemaßnahmen aus Europa oder Nordamerika geschieht.

6) Die Schulen und karitativen Werke der katholischen Missionen bekamen finanzielle Unterstützung aus dem Ausland. Auch beim gläubigen Volk in den Heimatländern der Missionare hatte sich nämlich die aus der neuen Ekklesiologie erfließende Auffassung ausgebreitet, daß alle nichtkatholischen Christen zur katholischen Kirche als zur einzigen Arche des Heiles "zurückgerufen" werden mußten.<sup>19</sup> Durch Gebet und durch Kollekten taten die Gläubigen das Ihrige, um das Missionswerk zu unterstützen. Wenn wir den Schulen und karitativen Werken heute aufgrund einer Betrachtungsweise, die andere Gesichtspunkte mit einbezieht, als sie dem katholischen

---

<sup>18</sup> P. Löffler (s. Anm. 8), S. 187.

<sup>19</sup> Vgl. die Zitate aus den Briefen William Palmers in dem in Anm. 4 zitierten Beitrag, S. 145f.

Kirchenvolk zugänglich waren, kritisch gegenüberstehen, haben wir zu bedenken, daß man die Gründe, die heute unsere Reserve verursachen, bis in allerjüngste Zeit keineswegs aus konfessionalistischer Enge absichtlich beiseite schob, sondern schlicht und einfach nicht bemerkte. Die Opfergelder wurden gegeben, weil das Kirchenvolk von christlicher Liebe bewegt mithelfen wollte, daß den orthodoxen Gläubigen jener Weg eröffnet werde, von dem alle überzeugt waren, daß er für sie der Weg zum Heil ihrer Seelen sei.

Doch kamen nicht alle Gelder aus dieser Quelle. Auch die europäischen Staaten waren beteiligt, denn sie konnten sich über kirchliche Kanäle Einfluß im Osmanenreich verschaffen. Frankreich hatte seit langem Rechte bei den Katholiken, England erlangte solche bei Protestanten, schließlich Rußland bei den Orthodoxen. Um die betreffenden Gemeinden sich geneigt zu machen, gab man Hilfen. Später rivalisierten Österreich mit den Franzosen und Preußen mit England um Einfluß, und entsprechend flossen die Gaben. Die Gelder verteilenden Diplomaten sahen es gerne, wenn Bedeutung und Ansehen der von ihnen protegierten Kirche sich mehrten, und es lag ihnen wenig daran, ob geistliche Gründe für den Zuwachs vorlagen. Bezeichnend ist, daß Frankreich, als es in laizistischer Ideologie zu Hause die Klosterschulen beseitigte, für die Missionsschulen im Nahen Osten weiterhin Geld gab. Der unkirchliche Einfluß auf das Missionswerk wuchs, weil es auch unter den Missionaren Leute gab, die den sogenannten Patriotismus des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts für eine Tugend hielten.

7) Als die bulgarische Wiedergeburt einsetzte und einflußreiche Bulgaren erkannten, daß das Wohlwollen des Sultans für die Autonomie einer bulgarischen Volksgruppe innerhalb des osmanischen Staats zu gewinnen wäre, mußte ein Oberhaupt der Bulgaren kreiert werden. Der Staatsverfassung gemäß konnte es nur ein Kirchenführer sein. Das Ökumenische Patriarchat, das den orthodoxen Nationen, die im Verlauf des 19. Jahrhunderts staatliche Souveränität erlangten, jeweils die kirchliche Autokephalie zubilligte, weigerte sich, den orthodoxen Bulgaren innerhalb der Türkei ebensolche Rechte zu gewähren und brachte im sogenannten Phyletismusstreit dafür gewichtige ekklesiologische und kanonistische Gründe vor.<sup>20</sup> Den bulgarischen Notabeln und jenen Bischöfen und Priestern, die mit ihnen auf Autonomie bedacht waren, ging es aber vorrangig um ethnische Anliegen. Darum kam es angesichts der Weigerung des Öku-

---

<sup>20</sup> Vgl. die 1872 von der Orthodoxie vorgenommene synodale Verurteilung des Verlangens, ein nationales Prinzip statt eines territorialen zur Grundlage der Kirchenordnung zu nehmen und die vorangehenden und nachfolgenden Schritte bei Mansi, Bd. 45. Vgl. auch die Ausführungen über den Phyletismus im Kapitel "Die Praxis der Kirche vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart" bei: Maximos von Sardes, Das Ökumenische Patriarchat in der orthodoxen Kirche, Freiburg 1980, S. 395-414.

menischen Patriarchats, ein orthodoxes Oberhaupt für alle Bulgaren zuzugestehen, auf den Rat katholischer Missionare hin schnell dazu, daß man Schritte einleitete, die zur Bestellung eines mit Rom unierten Oberhauptes führen sollten. Waren die Verhandlungen ehrlich? Waren sie Taktik? Lassen wir die Frage unbeantwortet und halten wir fest: Es ist Tatsache, daß das Ökumenische Patriarchat immer dann ein wenig nachgab, wenn die katholischen Missionare bei den Bulgaren erfolgreich zu werden schienen. Tatsache ist auch, daß es in Bulgarien und im Mazedonien von heute Unierte gibt, deren Väter sich in der Zeit dieser Wirren der katholischen Kirche anschlossen.<sup>21</sup>

8) Unter Theologen, gebildeten Priestern und gläubigen Intellektuellen Rußlands kam es gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu großem Unbehagen über die Gängelung ihrer Kirche durch die zaristischen Behörden aufgrund des geltenden Staatskirchentums. Manche der Unzufriedenen sahen voller Anerkennung auf die katholische Kirche, die in ihrer weltweiten Größe und von einem eigenständigen geistlichen Oberhaupt geleitet, von keiner nationalen Regierung dominiert war. Metropolit Andreas Szepticky, das Oberhaupt der auf österreich-ungarischem Territorium beheimateten unierten Lemberger Metropole, trat mit ihnen in Verbindung. Es kam zu großen Hoffnungen auf eine Union, bei der das reiche Erbe russischen Christentums in die katholische Kirche eingebracht und mit Hilfe des Papstes und der katholischen Kirche das Kirchenregiment des russischen Staats abgeschüttelt werden sollte. Als nach der Revolution von 1905 in Rußland Religionsfreiheit verkündet wurde, ernannte Metropolit Szepticky mit Billigung durch Pius X. einen Exarchen für die russischen Katholiken<sup>22</sup> und eine russische unierte Gemeinde, die "kein Wiedererstehen der Brester Union (war) in ihrer historisch gewordenen Form, wie sie in Galizien weiterbestand, sondern ein Anschluß von Gläubigen des russischen synodalen Ritus an das Papsttum - im gewissen Sinn also eine ganz neue Union",<sup>23</sup> trat an die Öffentlichkeit.

---

<sup>21</sup> Vgl. Kirill Patriarh Bulgarski, Ekzarh Antim (1816-1888), Sofia 1956; ders., Graf Ignatiev: bulgarskijat curkoven vupros, Sofia 1958; ders., Katoličeskata propaganda sred bulgarite prez vtorata polovina na XIX vek, Sofia 1962; ders., (Hg.), 100 godini ot učredjavaneto na bulgarskata ekzarhija, Sofia 1971; T. Subev, Učredjavane i diocez na bulgarskata ekzarhija, Sofia 1973; I. Sofranov, Histoire du mouvement bulgare vers l'église catholique aux XIX<sup>e</sup> s., Rom 1960; R. Grulich, Die unierte Kirche in Mazedonien, Würzburg 1977.

<sup>22</sup> Vgl. die Darlegung der Vorgänge aus der Feder des Metropoliten selbst: A. Szepticky, Das russische katholische Exarchat, in: L. Berg, Ex Oriente, Mainz 1927, S. 78-89.

<sup>23</sup> A.M. Ammann, Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte, Wien 1950, S. 579.

9) Jenen Thomas-Christen Südindiens, die sich in der oben erwähnten Zeit des Patronats der iberischen Könige über die katholische Ostasienmission dem latinisierenden Einfluß der portugiesischen Missionare entzogen, weihte ab 1664 der nicht-chalkedonensische syrische Patriarch Bischöfe. Die Geschichte ihrer Kirche ist reich an Spannungen, von denen wir hier nur zu erwähnen haben, daß vor dem 1. Weltkrieg ein besonders heftiges Schisma ausbrach, als ein Teil der Kirche (die sog. Katholikos-Partei) völlige kirchliche Autonomie erstrebte, der syrische Patriarch aber auf dem Fortbestand aller seiner Rechte über die südindische Kirche beharrte und dabei von einem Teil des Klerus und des Volkes (von der sog. Patriarchen-Partei) unterstützt wurde. Verhärtung der Fronten führte zu üblen Auswüchsen, unter anderem zu langwierigen Prozessen um das Kirchenvermögen vor indischen Gerichten. Ein großer Reformator und Ordensgründer in dieser Kirche, Metropolit Mar Ivanios, überzeugte sich angesichts der Zerstrittenheit seiner Kirche von der Notwendigkeit eines obersten Bischofs, fand sich bereit, den Papst anzuerkennen und hoffte, die beiden Parteien zu versöhnen, wenn er sie dazu bewegen würde, sich mit ihm der Autorität des römischen Bischofs zu unterstellen. Doch seine Hoffnungen trogen; als 1930 der entscheidende Schritt vorbereitet war, vollzog ihn nur eine kleine Gruppe. Anstatt daß Friede hergestellt worden wäre, gab es künftig drei Parteien, wo bisher zwei waren, und die Streitigkeiten wurden vermehrt. Paul Verghese, als Paulos Mar Gregorios heute Bischof in jener Partei der syrisch-indischen Kirche, aus der Mar Ivanios kam, nennt ihn "eine achtunggebietende, asketische Erscheinung und einen nach damaligen Begriffen - als Magister Artium der Universität Madras - hochgebildeten Mann" und schreibt von ihm: "Er hatte allen Grund, mit der syrisch-orthodoxen Kirche unzufrieden zu sein, denn die Streitigkeiten zwischen der Partei des Patriarchen und der des Katholikos nahmen dort immer schlimmere Formen an".<sup>24</sup> Die Unzufriedenheit, die Mar Ivanios bewegte, war in beiden Parteien der Kirche verbreitet, und mit der Zeit folgten zahlreiche Kleriker und Laien auf dem Weg, den Mar Ivanios 1930 eingeschlagen hatte; ein schnelles Wachstum der neuen unierten Kirche war die Folge. Die Statistik der römischen Kongregation für die katholischen Ostkirchen<sup>25</sup> führt aus, daß die kleine Gruppe, die 1930 die Union abschloß, bis 1950 anwuchs auf eine Seelenzahl von 65.588, bis 1960 auf 112.478, bis 1970 auf 183.490.

### III.

---

<sup>24</sup> P. Verghese, Die syrischen Kirchen Indiens, Stuttgart 1974, S. 62.

<sup>25</sup> Oriente Catholico. Cemi storici e statistiche, Vatikan <sup>4</sup>1974, S. 123.

Eine gemeinsame Arbeitsgruppe zwischen der katholischen Kirche und dem Ökumenischen Rat der Kirchen erarbeitete 1970 einen "Bericht über gemeinsames Zeugnis und Proselytismus".<sup>26</sup> Der Bericht endet mit der Feststellung: "Es gibt Spannungsfelder zwischen Kirchen, die besonders schwierig zu überwinden sind, weil das, was der eine als Konsequenz theologischer und ekklesiologischer Überzeugungen betrachtet, vom anderen als Proselytismus angesehen wird." Unter den Beispielen für solche Spannungen heißt es: "Die Existenz der mit Rom verbundenen Ostkirchen wird von den Orthodoxen als Frucht des Proselytismus angesehen. Die Katholiken machen ihnen denselben Vorwurf hinsichtlich der Art und Weise, wie einige dieser Kirchen wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigt wurden." Weil das 2. Vat. Konzil eine 200-jährige Trübung der katholischen Ekklesiologie beendete,<sup>27</sup> sodaß die vermeintliche Gewissenspflicht, Orthodoxe zur Bekehrung zur katholischen Kirche aufzurufen, entfiel, und weil auf orthodoxer Seite ebenfalls zurückgenommen wird, was sich dort als Reaktion auf die Haltung der Missionare durchgesetzt hatte, kann der Bericht erfreulicherweise fortfahren: "Wie es in der Vergangenheit auch gewesen sein mag, die katholische und die orthodoxe Kirche sind entschlossen, nicht nur den Proselytismus abzulehnen, sondern schon allein die Absicht, Gläubige der einen Kirche für die andere zu gewinnen; so bezeugt es z.B. die gemeinsame Erklärung von Papst Paul VI. und Patriarch Athenagoras I. vom 28. Oktober 1967."

Es heißt bezüglich der Spannungsfelder in dem Bericht aber ausdrücklich, es sei nötig, sich zu bemühen, die "verschiedenen Verhaltensweisen gegenseitig zu verstehen". Wenn wir durch unsern Beitrag, der nur ein unzulänglicher Überblick sein konnte, zu einer ernsthaften Diskussion beitragen, bei der das Bündel von Motiven erforscht wird, das zum Entstehen der vielen unierten Kirchen beitrug, ist das bescheidene Ziel der Ausführungen erreicht.

---

<sup>26</sup> Veröffentlicht in Ökum. Rundschau 20(1971)176-185.

<sup>27</sup> Vgl. den in Anm. 4 zitierten Beitrag, S. 144-147.